

Zum Tage Das unmögliche Land

Von Ralf Szegoleit

Durch Vulkanasche und eine Bankenpleite hat Island international Schlagzeilen gemacht. Jetzt findet die Insel, die knapp südlich des nördlichen Polarkreises liegt, als Gastland der morgen beginnenden Frankfurter Buchmesse Beachtung. Literatur in einem Land, in dem gerade mal 320.000 Menschen, weniger als in Großstädten wie Nürnberg oder Dresden, leben?

Nun, immerhin hat schon einmal, 1955, ein isländischer Schriftsteller den Nobelpreis erhalten: Er hieß Halldór Laxness und verfasste viel gelesene Romane. Heute gibt es auf der Insel etwa 70 Autorinnen und Autoren, denen es gelingt, vom Schreiben zu leben. Laut Statistik



kauft jeder Einwohner jährlich acht Bücher. Es liegt wohl am kühlen Klima und der ländlichen Prägnanz Islands, dass Literatur hier einen besondere

Stellenwert hat.

Über die Qualität dessen, was die Autoren von der Insel schreiben, können sich deutsche Leser derzeit so umfassend wie noch nie informieren. In diesem Herbst erscheinen, begünstigt durch den Buchmessen-Auftakt, 200 frisch übersetzte Werke aus Island. Einen der Autoren, Kristof Magnusson, der soeben eine „Gebrauchsanweisung“ für das „unmögliche Land“ vorgelegt hat, stellte Denis Scheck in der jüngsten Ausgabe seiner ARD-Literatursendung „Druckfrisch“ vor.

Auch der im Frühjahr für seine Entdeckerfreude mit dem Kurt-Wolff-Preis geehrte Transit-Verlag, der in Berlin und Förlbau bei Schwarzenbach/Saale ansässig ist, hat Isländisches im Programm. Von der Kritik hoch gelobt wurde I. G. Thorsteinssons Roman „Taxi 79 ab Station“, der eine fast unmögliche Liebesgeschichte aus den 50er-Jahren erzählt. Außerdem erschien bei Transit unter dem Titel „Das Glitzern der Heringschuppe in der Stirnlocke“ das Ergebnis einer Reise durch das Island der letzten 100 Jahre. Den Spuren seiner Familie folgend, gelingt dem Autor O. A. Oskarsson ein isländisches Mosaik, das zu einem Lieblingsbuch der einheimischen Leserschaft wurde.

Heute

Lied & Lyrik: Herbert Rosendorfer liest „Der Mann mit den goldenen Ohren“ und andere Werke
Banz, Kutschenhalle, 17 Uhr
Lied & Lyrik: Juliane Banse & Martin Helmchen: Lieder von Schubert und Wolf
Banz, Kaisersaal, 20 Uhr



Die Sopranistin Juliane Banse singt Lieder von Schubert und Wolf im Banzer Kaisersaal.

„The Tree of Life“ (VHS-Film der Woche)
Coburg, Utopolis, 20.15 Uhr
„jetzertrecht“, Kabarett mit Michl Müller
Neukenroth, Zecherhalle, 19.30 Uhr

Lebenshunger eines Todgeweihten

Das Festival „Lied & Lyrik“ startet mit einem großen Erfolg im Landestheater Coburg. Das Publikum erlebt eine ergreifende Interpretation von Mahlers „Lied von der Erde“.

Von Peter Müller

Coburg – Der Gedanke an den Tod beschäftigte den kosmopolitischen Österreicher Gustav Mahler wie ein Grundakkord sein Leben lang. Von früher Todessehnsucht im Gefolge der französischen „Schwarzen Romantik“, des Jugendstils und der Zuwendung der Kunst und Gesellschaft zum Buddhismus, sehnt er sich wie viele Intellektuelle nach mystischer Vereinigung mit dem All. Doch diese künstlerische romantische, auch religiöse Todesschwärmerei bleibt ein poetischer Traum oder eine Brücke zum ewigen Leben – wie in der 2. und 8. Sinfonie als „Lied vom Himmel“, von einer Welt der Unsterblichkeit.

Dann aber holt Gustav Mahler die Wirklichkeit der Natur ein. Eine unheilbare Krankheit setzt neue, existenzielle Akzente in seinem Leben und Schaffen. Zum Zeitpunkt seiner Arbeit am „Lied von der Erde“ erlebt er den Tod als reale Bedrohung. „Ich stehe vis-à-vis de rien und muss nun am Ende meines Lebens damit beginnen, laufen und stehen zu lernen“, schreibt er 1909. In diesen geistig-religiösen Bedingungen komponiert Mahler seine letzten Werke. „Ich bin lebenshungriger denn je“, schreibt er in dieser Zeit an Bruno Walter, der sein „Lied von der Erde“ 1911, ein halbes Jahr nach Mahlers Tod, in München uraufführen wird.

Ein Jahrhundert später erlebten die zweiten Lied & Lyrik-Festspiele mit dem „Lied von der Erde“ am Sonntagabend ihren eindrucksvollen Auftakt im Coburger Landestheater. Mahlers Werk verlangt den ausführenden Künstlern alles an technischer Musikalität und Ausdrucksfähigkeit ab, bis zur körperlichen und seelischen Schmerzgrenze. Eine be-



Die international erfolgreiche Altistin Ingeborg Danz bot eine bewundernswerte Leistung zum Auftakt des Festivals „Lied & Lyrik“ im Coburger Landestheater.

wundernswerte Leistung bot die Altistin Ingeborg Danz, die mit ihrer differenzierten Stimme vom Forte bis zum gedämpften Pianissimo ebenso begeisterte wie der Tenor Pavol Breslik, dem die ausufernde ekstatische Stimme des männlichen Parts auf den Leib und in die Kehle geschrieben ist.

Trauer und Ekstase

Der in Bamberg beim Gustav-Mahler-Dirigentenwettbewerb 2010 ausgezeichnete lettische Dirigent Ainars Rubikis vereinte die kammermusikalischen Solisten aus den Reihen der Bamberger Symphoniker in der Fassung der Sinfonie von Schönberg/Riehn zu einer punktgenauen und in sich geschlossenen und stimmigen

Orchestermusik, die Text und Gesangsoli genau folgte und dynamisch intonierte.

Bei dem in dieser „Sinfonie für Tenor- und Alt-Stimme und Orchester“ ab 1907 vertonten Text handelt es sich um eine Anthologie chinesischer Lyrik, übertragen von Hans Bethge. Der konzentrierte Text bringt zum ersten Mal diesen plötzlich erwachten Lebensdurst eines Todgeweihten mit nie zuvor gehörter Intensität quälender Angst in die Musik des Komponisten. Die Vergänglichkeit und der Verfall der endlichen Welt werden fühlbar, auch der Glaube an ein versöhnliches Universum wird nichtig.

Die selbst erlittene, quälende Einsamkeit wird expressiver musikalischer Ausdruck (Rezitative des 2. Satzes) im scharfen Kontrast zu exaltierter und ekstatischer Lebenslust (1. Satz und 5. Satz „Der Trunkene im Frühling“). Wehmütige Seligkeit herrscht in den Mittelsätzen zur Erinnerung an Freundschaft und Schönheit, sonst herrscht tiefe Trauer. Hysterisch schlägt die Trauer in der graugrünen Vision des Affen aus schieres Entsetzen des Nichts um, bis sich im Finale Trauer und Ekstase lösen und bei aller zynischen Bitterkeit Gustav Mahler sich fast hymnisch zur Schönheit des irdischen Lebens bekennt.

Großer Applaus und Bravorufe für den faszinierenden und irritierenden Gesang des „Lied von der Erde“ im Coburger Landestheater.

Prachtvolle Hommage an Dvorák

Antonin Dvoráks 170. Geburtsjahr feiern unter der Leitung von Marius Popp in der St.-Moriz-Kirche vier Solisten, vier Chöre und die Vogtland Philharmonie.

Von Bernd Schellhorn

Coburg – Es ist kein Wunder, dass Johannes Brahms höchsten Respekt vor den unerschöpflichen Ideen des Antonin Dvorák hatte, und diesen ob seiner wunderbaren melodischen Einfälle beneidete. Denn Dvoráks Gespür für die (einfach anmutende, aber grandios akkordisch-umgarnte) Melodik ist genial. In den von Kantor Marius Popp ausgewählten Werken, die am Sonntag mit großer Besetzung in der St.-Moriz-Kirche erklangen, war dies zu hören.

Dvoráks „Messe D-Dur op. 86“ wurde (durch ihre Orchestrierung) ein Standard-Werk der Sakralmusik. Die Messe greift auf barocke Kompositionsformen zurück, bindet diese aber auf sehr romantische Weise und mit großer orchestraler Klangpracht in das unheimlich eingängige, aber prachtvolle Gotteslob ein. Die vier Solisten bilden einen durch die Orgel begleiteten „Extrachor“ im „Gratias agimus tibi“ und im „Benedictus“, der vom großen Chor respondiert wird. Ge-

rade diese Stellen erklangen in der Coburger Aufführung eindrucksvoll und überzeugend.

Die Stimmen der Solisten Andrea Wurzer (Sopran), Anna Lapkovskaja (Alt), Johannes Puchleitner (Tenor) und Eric Fergusson (Bariton) ergänzten sich gekonnt zum Ensemble, verzierten die Kantilenen geschmeidig und schmiegt sich transparent in die Kontrapunktik.

Demutsvoll bittend, weich und zurückgenommen im „Agnus Dei“ und prachtvoll-jubilierend im „Gloria“ agierten die sicher einstudierten Sänger des Konzertchores Coburg, des Medizinerchores Erlangen (Einstudierung Johannes Havla) und der Cantori del mattino aus Parma (Einstudierung Roberto Marchesi).

Durch weite Dynamik schufen sie fast tragisch anmutende Momente im „Credo“.

Marius Popp achtete auf ausgewogenen Klang, hätte aber manchmal die Blechbläser des hellwachen und spielfreudigen Orchesters etwas zähmen sollen, damit die Stimmen der Choristen noch besser zu hören gewesen wären. Es gelang eine sehr ergreifende und emotionale Interpretation dieser Messe, die gerade aus dem Verständnis der Mitwirkenden für den lateinischen Text und dessen klingender Umsetzung lebte.

Auch im „Te Deum op. 103“ gefielen die Responsorien zwischen Sopran-Solo (leuchtend und mit großem Pathos gestaltet von Andrea Wurzer) oder Bariton-Solo (mit me-

tallischer Schärfe unterlegt von Eric Fergusson) und dem empfindsamen, im nächsten Moment jubelnd-jauchzendem Chor (verstärkt durch die Sänger des Dekanat-Chores Kronach), der die Akkordik der „Flächen“ genoss und in den Fugati vehementer Präzision anstrebte.

Zwischen den Chorwerken erklang Antonin Dvoráks „9. Sinfonie e-Moll op. 95“, sein wohl bekanntestes Werk, das schon bei der Uraufführung in New York gefeiert wurde und sofort zur „Sinfonie aus der Neuen Welt“ benannt wurde. Hier steigerte sich die Vogtland-Philharmonie in den Spielraum, man merkte den Musikern während der Interpretation die Freude an dieser kunstvoll-eingängigen Komposition an.

Das Orchester spielte empfindungsvoll-geschlossen und mit großer Sympathie für den Komponisten. Marius Popp sorgte sich um authentische Tempi, suchte im ersten Satz das tänzerische Element und gab den Solisten an Oboe, Horn und Flöte Raum für ihre Kantilenen, verstand es, den zweiten Satz (nach dem Choralatz der Blechbläser und dem zauberhaften Gesang des Englischhorns) singend ausklingen zu lassen und ließ den Final-Satz majestätisch-straff unter dynamischer Weite (und mit gut intoniertem Blech, feinen Holzbläser-Registern und federnden Streichern) in großer Pracht enden. Am Ende des über zweistündigen Konzertes gab es Bravorufe des Publikums für alle Mitwirkenden.



Antonin Dvoráks große Chor-Werke und die „Sinfonie aus der Neuen Welt“ erklangen unter der Leitung von Marius Popp in der St.-Moriz-Kirche.
Foto: Schellhorn

Deutscher Buchpreis für Eugen Ruge

Frankfurt/Main – Für seine große DDR-Familiensaga „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ erhält Eugen Ruge den Deutschen Buchpreis 2011. Das teilte die Jury am Montagabend in Frankfurt am Vorabend der Buchmesse mit. In seinem Debütroman gelinge es dem 57-Jährigen, „die Erfahrungen von vier Generationen über 50 Jahre hinweg in einer dramaturgisch raffinierten Komposition zu bändigen“. Zum zweiten Mal wurde damit ein Werk über die untergegangene DDR zur besten literarischen Neuerscheinung, zum Roman des Jahres gekürt. Uwe Tellkamp hatte 2008 für seinen in Dresden vor der Wende angesiedelten Roman „Der Turm“ die Auszeichnung erhalten.

Der stark autobiografisch geprägte Generationenroman ist zwischen Berlin, der Sowjetunion und Mexiko angesiedelt. Erzählt wird aus der Perspektive des an Krebs erkrankten Enkels „Sascha“ Alexander, der die DDR kurz vor ihrem Ende verlässt. Mit geschickten Perspektivwechseln erzählt Ruge die unterschiedlichen Schicksale seiner weitverbreiteten Familie – mit allen Hoffnungen und zerstörten Illusionen.

Utopie des Sozialismus

„Sein Buch erzählt von der Utopie des Sozialismus, dem Preis, den sie dem Einzelnen abverlangt, und ihrem allmählichen Verlöschen“, heißt es in der Begründung der siebenköpfigen Jury weiter. „Zugleich zeichnet sich sein Roman durch große Unterhaltsamkeit und einen starken Sinn für Komik aus.“ Ruge setzte sich im Finale gegen fünf Mitkonkurrenten durch. Der Preis ist mit insgesamt 37.500 Euro dotiert, der Sieger erhält 25.000 Euro.

Ruge, studierter Mathematiker und in der DDR wissenschaftlicher Mitarbeiter, begann schon vor seiner Übersiedlung 1988 in den Westen mit Arbeiten als Dramatiker. Seit der Wende arbeitet er hauptberuflich für das Theater und für den Rundfunk als Autor und Übersetzer. Ruge, in Soswa (Ural) geboren, ist Sohn des bekannten DDR-Historikers Wolfgang Ruge. Eugen Ruge lebt in Berlin und auf Rügen.

Buchmesse mitten im digitalen Wandel

Frankfurt/Main – Die weltgrößte Bücherschau wandelt sich immer mehr zum Börsenplatz für Inhalte aller Art. Das Buch ist nur noch einer der Bausteine in einer immer breiter gefächerten Verwertungskette. „Wir müssen alles machen – Print, Digital, Social Media und die Vernetzung vorantreiben“, heißt das Credo von Buchmessen-Chef Juergen Boos. Die alte Kette im Buchgeschäft – vom Autor über Verleger und Händler zum Leser – ist passé.

Als global wichtigster Treff will die Frankfurter Buchmesse (12. bis 126. Oktober), organisiert vom Dachverband der deutschen Buchbranche, den unaufhaltsamen digitalen Wandel vorantreiben. Mit 7500 Ausstellern aus 110 Ländern hat die Leistungsschau nach eigenen Angaben in etwa wieder so viel Fläche vermietet wie im Vorjahr – dabei dominieren in den Hallen aber weiterhin die Regale mit den ausgestellten Büchern. Weit größeres Interesse werden jedoch die neuen E-Book-Reader (Lesegeräte) finden, die zur Messe auf den Markt gekommen sind.

Innovativ soll es auch in den quer verstreuten „Hotspots“ zugehen oder dem neuen Zentrum „StoryDrive“, das die „crossmedialen Plattformen“ der unterschiedlichen Verwerter der Inhalte (Content) zusammenbringen soll. Das neue Rechte-Zentrum wurde stark ausgebaut, es hat eine eigene Messehalle erhalten. Immer wichtiger wird der Messe zufolge das Konferenzgeschäft. Schon Tage vor der Eröffnung treffen sich Fachleute aus der ganzen Welt, um über digitale Neuheiten zu diskutieren.